

Poetische Gottesrede mit Risikofreude und Humor

Wolfgang Beck (Frankfurt)

Der akademischen Theologie mangelt es oftmals an der Fähigkeit, sich selbst nicht zu ernst zu nehmen. Das gilt gerade dort, wo sie sehr wortreich daherkommt und den Eindruck erzeugt, sie wolle mittels Umfang dem Geschriebenen Bedeutung und Würde verleihen. So analysiert Gottfried Bachl in einem Referat im Jahr 1993 in der Kölner Karl-Rahner-Akademie Problematik und Ärgernis des „Gottesgeschwätzes“ mit einem „Unverhältnis zwischen der Masse der geschriebenen und gesprochenen Worte, die auf Gott gerichtet sind, und dem Stillsein Gottes, der die Brandung der Menschensprache reglos an sich gehen lässt.“¹

Er kritisiert eine theologische Sprache als „fugenloses Kontinuum“², die „gegenüber der biblischen viel geschlossener, runder und wissender“³ ist. Und er wirbt stattdessen für eine theologische Sprachkultur, in der endgültige Klärungen einer eschatologischen Zukunftsoffenheit überlassen bleiben können. In ihr müssen die Ambivalenzen biblischer Gottesrede nicht in Eindeutigkeit überführt werden.

Vor diesem Hintergrund ist es wohlthuend, dass Hans-Joachim Höhn die strukturelle Eitelkeit groß angelegter theologischer Lebenswerke zum Anlass nimmt, im Rahmen seiner jüngsten Publikation mit kleinen und darin liebevollen Worten offene theologische Suchprozesse anzustoßen. Das ist ihm gelungen, aber nicht nur das. Prägnant rückt er in dem Buch „In Gottes Ohr“⁴ die Problematik gegenwärtiger Gottesrede in den Blick und erkundet die Potenziale einer poetischen Gottesrede. Er widmet sich damit auch einem Problemfeld, das vielen nur zu vertraut ist: den Defiziten kirchlicher und theologischer Gottesrede. Diesen Defiziten lässt sich als Christ*in kaum ausweichen.

1. Die Unerträglichkeit selbstsicherer Gottesrede

Zur Kompetenz von Gottesdienstbesucher*innen gehört daher die Kunst, den Lebensweg unbeschadet vieler Predigten gehen und das Gehörte im Zweifelsfall auch überhören zu können. Wo es kein Abschalten und keine Kündigung des Abonnements gibt, und wo Einwürfe und Diskussionen unüblich sind, bleibt für viele nur die Flucht oder das lang geübte Weghören. Die Zahl der Predigt-Ärgernisse ist zahlreich, Glücksmomente der theologischen Gottesrede eher selten. Und so produzieren gerade auch in mediatisierten Kontexten kirchliche Akteure wortreich christliche Verkündigung, um doch nur die immer gleichen Menschen anzusprechen und sich mit der eigenen Wirkungslosigkeit abzufinden. Dass dabei Prediger*innen selbst unter dem eigenen theologischen Sprechen leiden⁵, wirkt zunächst kurios, attestiert aber immerhin ein Bewusstsein für das paulinische Dilemma jeder Gottesrede, nicht angemessen sprechen zu können, aber es doch zu müssen.

Sie stehen damit vor einem ähnlichen Dilemma, wie die akademische Theologie, die von ihren Adressat*innen oftmals auch nur selektiv zur Bestätigung bereits bestehender Überzeugungen wahrgenommen wird und ernüchert mit einem immer kleineren Wirkradius leben muss.

Mit der misslichen Situation werden nicht nur Anfragen an die Ausbildung von Theolog*innen aufgeworfen, sondern auch an das Selbstverständnis und die kommunikative Kompetenz der Zuständigen. Allzu groß scheint allein schon die Differenz zwischen der Umgangssprache von Menschen des 21. Jahrhunderts und den abgenutzten theologischen Sprachhülsen. Und auch innerkirchlich kommt es immer wieder zu Konfrontationen unterschiedlicher Sprachkulturen, wenn etwa der „katholische Dogmatiker Michael Seewald erläutert, dass es auf der katholischen Seite parallel zu ihrer weichen pastoralen Sprache auch eine sehr harte Sprache gibt, die dort gepflegt werde, wo das römische Lehramt spricht.“⁶ Schlimmer noch erscheint neben dem vielbeklagten sprachlichen Problem⁷ die inhaltliche Verkümmern, die Höhn als „theologischen Leichtsinn“⁸ um-

schreibt. Auch ohne theologische Vorbildung ahnen nicht wenige, dass so manche theologische Rede ihren eigenen Inhalt eher konterkariert. So konstatieren die Journalisten Jan Feddersen und Philipp Gessler in ihrer konfessionsübergreifenden Betrachtung kirchlicher Kommunikation: „Wer zu viel und zu selbstsicher von Gott redet, bei dem oder der kann es nicht schaden, erst einmal genauer hinzuschauen, wen man da vor sich hat. Gott dürfte eher nicht der Kumpel von nebenan sein.“⁹

2. Wenn die Gottesrede berührt, weil sie nicht berührt.

Theologie und kirchliche Verkündigung stehen gemeinsam vor dem zentralen Problem, keinen direkten Zugriff auf ihren entscheidenden Bezugspunkt zu haben. Sie wollen von und über Gott reden, doch dieser zentrale Bezugspunkt bleibt ihnen zugleich entzogen. Sprechen sie von Gott wie von jedem beliebigen Gegenstand, degenerieren sie selbst zur Blasphemie. Lassen sie sich von der charismatischen Selbstbegeisterung überwältigen, entstehen nicht selten „theologische Populismen“¹⁰. Die sind meist nachhaltig imprägniert gegenüber wissenschaftlichen Erkenntnissen, gegenüber der Analyse lehramtlicher Diskontinuitäten oder gegenüber der Pluralität kirchlicher und theologischer Positionen und müssen kritische Anfragen mithilfe einer Euphorie der Evangelisierung kleinhalten. Doch auch darin bleibt das zentrale Problem erhalten: Sie wollen vom Gottesglauben reden und haben doch keinen Zugriff darauf. Jean-Luc Nancy hat es in der Befassung mit dem österlichen „Noli me tangere“ im Zentrum des christlichen Selbstverständnisses aufgegriffen: Der so nahbare Jesus entzieht sich als Auferstandener jeglichem Drang, ihn festzuhalten, und verweist darin noch einmal auf den gänzlich Unverfügbaren.

„Um es mit einem Wort zu sagen: ‚Berühre mich nicht‘ ist ein Satz, der berührt, der, selbst wenn er von jedem Kontext losgelöst ist, nicht nicht berühren kann. Er sagt etwas über das Berühren im Allgemeinen aus, er rührt an den sensiblen Punkt des Berührens: eben

den sensiblen Punkt, den das Berühren par excellence bildet (...), an dasjenige, was an ihm den sensiblen Punkt ausmacht. Dieser Punkt ist eben der, an den das Berühren nicht rührt, den es nicht berühren darf, um sein Rühren [touche] (seine Kunst, seinen Takt, seine Gnade) zu vollziehen.“¹¹

Dieses Paradox von Berührbarkeit und Entzogenheit markiert das Zentrum christlichen Glaubens und setzt sich in der Herausforderung der Gottesrede fort. Gottesrede kann also nur problematisch sein, ist in ihrem Kern paradox, weil sie berührt, wenn sie das Unfassbare nicht erfasst.

Dieses Paradox, von etwas zu reden, das sich nicht adäquat ausdrücken lässt, ist auszuhalten. Wo es in billige und oberflächliche Aussagen überführt wird, machen sich zu Recht Betroffenheit und Fremdschämen breit. Dann wird zu schnell und zu leichtgänglich vom „lieben Gott“ gepredigt – und jede ernstzunehmende Gottesfrage damit ausgetrocknet. Als Hilfe in der Krise oder auch nur als Unterstützung im Leben fällt derartige Glaubensrhetorik aus. Alternativen werden erkennbar, wenn etwa in Anlehnung an Eugen Biser religiöses Sprechen als dialogisches Verstehen(wollen) bestimmt wird. Darin entstehen weniger Apologien und werden Aporien als Chance erkennbar. Mit seinem Problembewusstsein setzt sich Hans-Joachim Höhn wohltuend und explizit von jener charismatischen Szene ab, die eine Auflösung des religiösen Sprachproblems durch imperialistischen Lobpreis zu finden hofft und die Banalisierung eigener Inhalte dafür in Kauf nimmt.

3. Theopoetik – Versuch einer religiösen Rede als spielerische Annäherung

Doch Höhn weiß auch, dass das dauerhafte Schweigen der Theolog*innen keine alternative Option zur missglückten Verkündigung darstellen kann. Das Schweigen ist per se noch kein Indiz für Weisheit, wenn es sich auch gerne so inszeniert. Das Schweigen kann seinerseits arrogant und übergriffig, hilf- und

ahnungslos sein. Deshalb ist es ehrenwert, dass Höhn sein Leiden an den eigenen Beobachtungen in einen Ansatz eigener Theopoetik überführt. Er ruft damit eine Tradition von Huub Osterhuis, Dorothee Sölle, Kart Marti und Gottfried Bachl auf und verweist auf Zeitgenoss*innen mit ähnlichen Anliegen, die das „Gespräch mit der Gegenwartsliteratur“¹² suchen und mit spielerischem Ernst Notwendiges ansprechen. Gottfried Bachl gelang dies mit der Neuformulierung biblischer Psalmen:

„in schweren Bärten, in alten kellern
abgestandenes pneuma.

stehender Wind
in den kirchenschiffen.

es reicht noch fürs husten
und kerzenausblasen.

wir sitzen in löchrigen kirchenhäusern.
plötzlich pfeift es uns um die ohren.

zweifel erfrischen die älteste wahrheit,
buchstaben tanzen aus den grabinschriften.

war es nicht eben, als verwirbelten
sich gestern und morgen,

als risse der wind die zeit mit sich fort,
die uns verhext mit uhr und kalender.

wir feiern pfingsten
mit getrockneten rosen.

es genügen uns stehende lieder
und ausdauerndes sitzen,

gemächliche andacht
auf ein schlafendes furioso.“¹³

Aus der Verbindung von rationaler Theologie und poetischer Sprachkunst ergeben sich auch in den „Merksätzen“ Höhns lustvolle Versuche der Annäherung an menschliche und gött-

liche Geheimnisse. Das wird gerade in den Versuchen eschatologischer Motive erkennbar, in denen Theologie kaum in der Lage ist, die Größe biblischer Bilder zu erreichen. Im Zeichnen von Hoffnungsbildern kann die geschlossene Sprache theologischer Erläuterungen das Zentrale nicht nur verfehlen, sondern sogar beschädigen, so dass sie bescheiden von der Poesie zu lernen hätte, wie bei Jenny Aloni (16.3.47):

„Auch hinter Stacheldrähten
reifen die Orangen
und füllen sich
und schwellen goldne Frucht.“¹⁴

Gerade in den Aphorismen wächst die Freude an kluger Beobachtung, gekonnter Sprache und die Würdigung der Kürze zu einem Kunstwerk zusammen. Die Kürze und Prägnanz sind Ausdruck einer notwendigen kommunikativen und theologischen Risikobereitschaft, in der „freisetzende Theologie“¹⁵ entstehen kann und mit der sich erst die erhoffte spätmoderne Anschlussfähigkeit ergibt.

Am ehesten ist die theopoetische Gottesrede mit der Haltung der Gastfreundschaft zu verbinden, weil sie sich ebenfalls nicht eindeutig bestimmen lässt und einem unbestimmten Spiel ähnelt, in dessen Verlauf erst die Rollen und Identitäten dynamisch gefunden werden.¹⁶ Ihr Pendant ist der Raum liturgischer Gesten, in dem sich der Versuch zurückhaltender Annäherung an das Unsagbare ausdrückt:

„Etwas, das sich entzieht.
Habhaftwerden – ein Irrtum.
Klares Benennen – eine irrige Erwartung.“¹⁷

Die kleine Geste hat nicht nur große Wirkung, sie verweist auch eher auf das Große und verbindet sich darin mit der Theopoeitik. In den gesellschaftlichen Strukturen des 21. Jahrhunderts wirken Poesie und Liturgie wie Mechanismen der Entschleunigung. In der gängigen theologischen Gottesrede braucht es stattdessen das „Abstract“ als Substrat hastigen Denkens.

Sonst droht das Urteil „tltr“: to long to read. Das Abstract ist die gehetzte Entsprechung zu einer beschleunigten Gesellschaft. Dem steht in der Poesie mit dem Aphorismus eine Alternative gegenüber. Er entstammt dem Wissen, dass manchmal schon alles gesagt ist und eine Andeutung zum eigenen Weiterdenken anregt.

Einen Großmeister der Aphorismen findet Höhn in Elazar Benyoëtz und bietet seinen Leser*innen eine Auswahl von Texten, die nicht nur tiefgründiges Denken und Glauben, sondern auch den dafür unabdingbaren Humor ausdrücken:

„Ohne Humor lässt sich weder glauben noch zweifeln.“¹⁸

Seine Texte regen zum Weiterdenken an und erliegen nicht der Versuchung einer restlosen Klärung, mit der theologische Ausführungen häufig lang und langatmig werden. Höhn weiß auch, dass die Kürze von Texten keinen Wert an sich darstellt. Erst wenn sie Humor erkennen lässt und zum eigenen Denken anregt, blitzt die Weisheit gelungener Aphorismen auf. Sich in dieser Form kurz zu fassen, regt zum eigenen Denken an. Daran knüpft die Werbung Höhns für theologische Merksätze an, die in Absetzung von Katechismussätzen nicht einengen und abgrenzen, sondern im besten Fall freisetzen. Zu zentralen Fragen von Theologie und Kirche macht sich Höhn selbst ans Werk, formuliert eben diese theologischen Merksätze und setzt sich damit risikofreudig dem kritischen Blick der eigenen Zunft aus. Auch darin ist Höhn dem großen Aphoristiker Elaza Benyoëtz verbunden:

„Von Gott
kann man nur
vermessen sprechen
doch ist es ein Maß“¹⁹

Die Begegnung mit und die Aneignung von poetischen Texten kann im besten Sinne tröstlich sein.²⁰ Sie repräsentiert eine Kultur, die in Anlehnung an Gianni Vattimo als „schwach“ gelten kann. In ihr wird, wie in der theologischen Gottesrede, die Fragilität eigener Suchprozesse sichtbar, so dass Ottmar

Fuchs die Begegnung von Theologie und Literatur als „geburtlich“ beschreibt:

„Die Begegnung der Theologie mit der Literatur und Dichtung ist (...) ein Vorgang, im Teilen des Eigenen mit den anderen das Eigene und vielleicht auch beides in neuer Form geburtlich werden zu lassen: im Unterwegssein des Denkens im begrenzten Ereigniswerden angeblich unbegrenzter Begriffe.“²¹

Derartige Gottesrede erlangt nie kommunikative Dominanz, kann immer nur als lustvolles Angebot in Diskurse eingebracht werden. Vielleicht sind dies die entscheidenden Elemente einer angemessenen Gottesrede: das Risiko und die Schwäche. Sie wird vom Risiko bestimmt, selbst konkret zu werden, sich den Beurteilungen und Kommentaren der Anderen auszusetzen und sich verletzbar zu machen. Und sie wird Formen einer positiv verstandenen Schwäche suchen, wissend, dass andere Ansätze das Gesagte konterkarieren. Isabella Guanzini hat dieses Risiko der Verletzlichkeit in der Kategorie der „Zärtlichkeit“²² identifiziert. Wenn sie diese Zärtlichkeit in Betrachtungen zum (nicht nur kindlichen) Spiel überführt, lässt sich etwas von der Freude am sprachlichen Spiel der Gottesrede, von der auch Höhns Gottesrede geprägt ist, erkennen. Eine poetische Gottesrede drückt dabei auch Elemente von Risikofreude und positiver Schwäche aus. In der Spiegelung des Aufgreifens der Religion und religiöser Motive in der Gegenwartsliteratur²³ erfolgt bei Höhn eine Integration literarischer, insbesondere poetischer Arbeiten in die religiöse Kommunikation.

Ein besonderes Risiko wird jedoch bei einer poetischen Gottesrede wie bei allem poetischen Formulieren zusätzlich erkennbar: Die Grenze zum Gefallen an der eigenen Bürgerlichkeit ist zum Greifen nah. Sie ist deshalb eine Gratwanderung, die Hans-Joachim Höhn gelingt, weil er sich in seinem Werk auch immer wieder konkreten sozialetischen Fragen gestellt hat und zudem die Größe hat, über sich selbst und die eigenen Versuche der Gottesrede schmunzeln zu können. Diese Fähigkeit zu humorvoller Selbstrelativierung zeigt Höhn auch, wenn

er das Ende des eigenen universitären Arbeitens erfrischend direkt aufgreift. Gerade deshalb ist ihm zu wünschen, dass die bevorstehenden Freiräume auch für das immer neue Ringen um angemessene Gottesrede Gelegenheit bieten.

Anmerkungen

1. Bachl, Gottfried (1993): Gottesrede – Gottesgeschwätz, Wie können wir heute glaubwürdig von Gott reden?, Köln, 2.
2. Ebd., 5.
3. Ebd., 11.
4. Vgl. Höhn, Hans-Joachim (2022): In Gottes Ohr. Von der Kunst poetischer Gottesrede, Freiburg i. B.
5. Wilmer, Heiner (2013): Gott ist nicht nett. Ein Priester fragt nach seinem Glauben, Freiburg i. B., 7.
6. Feddersen, Jan/Gessler, Philipp (2020): Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche, München, 55.
7. Vgl. Flügge, Erik (2016): Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt, München.
8. Höhn, Hans-Joachim, In Gottes Ohr, 22.
9. Feddersen, Jan/Gessler, Philipp, Phrase unser, 114.
10. Beck, Wolfgang (2021): „...wird dich führen, wohin du nicht willst.“ (Joh 21,18) Ein Ruf nach geöffneter Theologie als Grundlage zeitgenössischer Predigt, in: Pock, Johann/Roth, Ursula (Hg.): Politikum Predigt. Predigen im Kontext gesellschaftlicher Relevanz und politischer Brisanz (ÖSP 12), München, 103–122, 114.
11. Nancy, Jean-Luc (2019): Noli me tangere, Zürich, 20.
12. Vgl. Langenhorst, Georg (2016): „... größere Kraft als die Sprache der Intellektuellen ...“ (Romano Guardini). Theologie im Gespräch mit der (Gegenwarts-) Literatur, in: Büchner, Christine/Spallek, Gerrit (Hg.): Im Gespräch mit der Welt. Eine Einführung in die Theologie, Ostfildern, 205–232.
13. Bachl, Gottfried (2011): Feuer – Wasser – Luft – Erde. Neue Psalmen, Innsbruck, 33.
14. Aloni, Jenny (1995): Gedichte, Paderborn, 158.
15. Beck, Wolfgang (2021): Ohne Geländer. Pastoraltheologische Fundierungen einer risikofreudigen Ekklesiogenese, Ostfildern, 337.
16. Vgl. Schwens-Harrant, Brigitte/Seip, Jörg (2019): Mind the gap. Sieben Fahrten über das Verfertigen von Identitäten, Wien, 133.
17. Lehnert, Christian (2017): Der Gott in einer Nuß. Fliegende Blätter von Kult und Gebet, 3. Auflage, © Suhrkamp Verlag Berlin, 20.
18. Benyoëtz, Elazar (2009): Scheinhellig. Variationen über ein verlorenes Thema, Braumüller Verlag Wien, 54.

19. Zitiert nach: ders. (2004): Finden macht das Suchen leichter, Wien, 178. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Verlag Königshausen & Neumann Würzburg.
20. Feiter, Reinhard (2022): Trösten – oder: Die Kunst, nicht trösten können zu wollen, in: Heidkamp, Monika/Kranemann, Daniela/Prkačin, Elisa/Vilain, Clarissa (Hg.): Abweichen. Von einer Praxis, die findet, was sie nicht gesucht hat, Münster, 407–418.
21. Fuchs, Ottmar (2011): Im Raum der Poesie. Theologie auf den Wegen der Literatur, Ostfildern, 97.
22. Guanzini, Isabella (2019): Eine Philosophie der sanften Macht, München, 14.
23. Peters, Ludmila (2021): Religion als diskursive Formation. Zur Darstellung von Religion in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Bielefeld, 341ff.